

inhalt

- 6 PAUL VIRILIO *Balises de survie. Rettungsboote für die Schiffbrüchigen der Städte*
- 10 Interview mit Paul Virilio und Chilpéric de Boiscuillé
- 14 Überlebenstürme in der Stadt-Welt
- 20 RICHARD SHUSTERMAN *Vernunft und Ästhetik zwischen Moderne und Postmoderne*
- 40 RAINER ROCHLITZ *Neohedonistische Ästhetik. Zu „Kunst leben. Ästhetik des Pragmatismus“ (Frankfurt, 1994) von Richard Shusterman*
- 47 STEFFAN LECHNER *Hip Hop*
- 52 KATRIN PAUL *Photographien*
- 56 JOSÉ MIGUEL MARINAS *La graffa del porno*
- 60 K. MAROTTA *Tatowierungen*
- 68 FRANCISCA PÉREZ CARRERO *Warum eigentlich Sherman und nicht Madonna?*
- 76 FRANCO JENNEWEIF *Photographien*
- 80 MANUEL PÉREZ RODRIGO *La vitesse*
- 86 MARTIAL VERDIER *Photographien*
- 88 MILO SWEEDLER *Representation today: Subjectivity and historicity*
- 100 ANNETTE HÜNNKENS *Zeit-Zeichen. Von der Ablösung der Zeit*
- 110 JOACHIM SCHUMMER *Reflexionen zum Zeitbegriff*
- 124 EDMOND COUTCHOT *Pluie, vapeur et vitesse. Lumière et calcul dans les processus automatiques de génération d'images*
- 136 JÜRGEN CLAVS *Ich meine das Tauchen. Eine Collage zu Poetik, Virtual Reality und dem Planeten Meer*
- 142 ANNE BACHSCHUSTER *Photographien*
- 144 FRANZ SCHNEIDER *Zur Geschwindigkeit der Literatur*
- 152 WOLFGANG HÖHNE *Speed-line. Der schnelle Strich*
- 160 PETER KEICHER *Kinderspiel. Passagen zu Heidegger, Madonna und Spielbergs „Jurassic Park“*
- 180 Textnachweis, Bildnachweis
- 190 ULRICH HÖHNE *Schaudenken –pensee theatre*

tachno4

Herausgegeben von Peter Keicher

körper kunst gesch digkeit

1994

tacho, Zeitschrift für Perspektivwechsel, wird herausgegeben von Peter Keicher und erscheint als Produktion des NET e.V.

Gestaltung: BürgerMüllerBauer, Pfalzthal

Chefredakteur, Redaktion, technische Gesamtkoordination und Anzeigenressort: Peter Keicher (V/StdP),

Mitarbeiter: Wolfgang Höhne, Ulrich Höhne, Ingo Peetz, Anne Bachschuster, Stefan Lechner, Martin Lohmann.

Druck: Verlagsdruckerei Gebrüder Tron KG, Karlsruhe-Durlach.

Copyright: Bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren und Wolfgang Höhne Verlag. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren in irgendeiner Form reproduziert oder in andere Datenverarbeitungsanlagen übertragen werden. Vorbehalten sind ebenso die Rechte des öffentlichen Vortrags und der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen.

Redaktions- und Verlagsanschrift:

Wolfgang Höhne Verlag, tacho, Rudolfstr. 26, 76131 Karlsruhe, Ruf und Fax 0721/696115.

NET e.V.: Rappurrenstr. 20 a, 76137 Karlsruhe

ISSN 0939-9550 isbn 3-928516-93-0

aus: tacho. Zeitschrift für Perspektivenwechsel,
Band 4 (1994), S. 110-123

- A: Wie spät ist es?
B: Es ist jetzt kurz nach elf.
A: Was? Schon so spät! Was hab' ich denn die ganze Zeit gemacht?
B: Du hast gelesen.
A: Wie spät ist es?
B: Es ist jetzt halb zwölf.
A: Dann müssen wir uns aber beeilen, um noch rechtzeitig loszukommen.
A: Wie spät ist es?
B: Es ist jetzt fünf vor zwölf. -
A: Die Zeit ist zu knapp. Das schaffen wir jetzt nicht mehr. Laß uns hierbleiben!

reflexionen zum zeitbegriff 110 tacho4

Es ist eine Eigentümlichkeit unseres alltäglichen Zeitbegriffs, auf den wir uns gegenseitig konditionieren, daß er stets nur auf Zeitintervalle bezogen ist, die wir zählen können. Wir zählen: ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, ...; 1993, 1994, ..., 2000, ...; aber was zählen wir dabei eigentlich? Der Selbstverständlichkeit unseres Gebrauchs von Zahlen (Zählern) liegt eine philosophische Diskussion zugrunde, die sich bereits im antiken Griechenland zugunsten einer Position entschieden hat. Diese Position rechtfertigt unseren Gebrauch von Zahlen dadurch, daß wir erstens einen Gegenstand abgetrennt und unabhängig von anderen Gegenständen (d.h. überhaupt als Gegenstand) identifizieren, und daß wir zweitens verschiedene Gegenstände (zumindest unter bestimmten Aspekten) als vergleichbar betrachten können. Wenn wir bspw. nach einer Apfelearte unser Erntegut ausbreiten, dann können wir verschiedene Gegenstände identifizieren, die wir trotz ihrer unterschiedlichen Größe, Farbigkeit, Gestalt, Geschmack etc. alle als Äpfel erkennen und zählen können; wir zählen: ein Apfel, zwei Äpfel, ... Zählen setzt also immer eine gewisse Gleichartigkeit von Verschiedenem voraus;

aber was ist an der Zeit gleichartig und identifizierbar, daß wir sie zählen können?

Der antike Gegenspieler dieser Zählbarkeitstheorie HERAKLIT setzte dem gleichartigmachenden Gegenstandszählen eine dynamische Metapher entgegen. Er versuchte durch Betonung der ständigen Veränderung, der Prozeßhaftigkeit alles Seins, jedem Zählen den Boden zu entziehen. Man könne nicht *zweimal* in denselben Fluß steigen, lautete sein Argument, weil der Fluß beim zweiten Mal nicht mehr derselbe Fluß sei wie beim ersten Mal. Noch radikaler war sein Schüler KRATYLOS. Er tadelte seinen Lehrer wegen dessen Inkonsequenz, denn man könne nicht 'mal *einmal* in denselben Fluß steigen. Wenn wir unseren Körper von fließendem Wasser umspülen lassen, dann können wir auch nicht mehr von *demselben Fluß* während unseres Baderlebnisses reden. Da jedes Erlebnismoment einmalig ist, nicht vergleichbar und eigentlich sogar nicht einmal als Erlebnis einheit aufzufassen und zu benennen ist, was zählen wir dann, wenn wir die Zeit zählen?

Es ist verblüffend, wie tiefgreifend die antike Lösung dieses Dilemmas, die ich nun erläutern möchte, in unser alltägliches Selbstverständnis von der Zeit eingedrungen ist, daß wir kaum mehr darüber nachdenken wollen. Aber wenn man den Begriff der Geschwindigkeit reflektieren will, dann muß man sich zunächst den Zeitbegriff und seine Problematik vergegenwärtigen. Es wird sich zeigen, daß beide unlösbar miteinander verknüpft sind. Die antike Lösung ist eigentlich älter als das Problem (zumindest als die überlieferte Artikulation und Reflexion des Problems), denn sie ist bereits in zahlreichen frühen Mythen verankert. Die Idee besteht zunächst darin, daß man die eigenen erlebbar Ereignis in einen „äußeren“ kosmologischen Ereignisrahmen einbettet, mit dem sie *vergleichen* werden sollen. Man verdoppelt also gewissermaßen die Zeit, um sie anschließend wieder zu synchronisieren. Das geschieht über einen Trick: Man muß die *Rahmenzeit* so konstruieren, daß sie aus zählbaren Einheiten aufgebaut ist. Was hier wie ein mathematischer Konstruktionsentwurf klingt, ist historisch eher als mythischer Hintergrund der Arithmetik zu verstehen. Es ist die ewige *Kreisbewegung* des Himmels, die als beständige Wiederkehr des

gleichen Zustandes (bzw. als „in Zahlen fortschreitendes unvergängliches Bilde der in dem Einen verharrenden Unendlichkeit“, PLATON, *Tymaios*, 37d) eine zählbare Rahmenzeit liefern sollte. Weil der Himmel räumlich alles umfaßt, ist jedes Geschehen in seine Kreisbewegung eingebettet. Als Ausdruck göttlicher Vollkommenheit und Schönheit gewinnt die himmlische Kreisbewegung eine ausreiche Autorität, um alles Eingebettete zeitlich zu strukturieren. In der Mythologie des HESIOD ist das noch sehr anschaulich gefaßt: Am Anfang war das unstrukturierte wilde „Chaos“, erst später kommt der Gott „Chronos“ ins Spiel und prägt dem Ganzen eine feste Struktur – eine zeitliche Struktur – auf. Das zeitlose Geschehen wird zum zeitstrukturierten Ablauf, aus dem Erleben wird eine strukturierte Handlung in der Rahmenzeit.

Nun muß man natürlich nicht bis zur antiken mythologischen Begründung der Zeit zurückgehen, um die Bedeutung wiederkehrender Vorgänge für die Strukturierung unserer Zeit zu erkennen. Tag/Nacht-Folge, Wiederkehr der Jahreszeiten und insbesondere der Vegetationsphasen in den meisten Klimazonen, der Wechsel der Generationen etc. bieten schon genügend Ansatzpunkte, um menschliches Leben gewissermaßen von außen in (Bio-/Geo-) Rhythmen zu zwingen. Aber die Kreisbewegung und die damit verknüpfte *Zählbarkeit der Bewegung* bieten darüberhinaus zumindest zwei wichtige Besonderheiten. Zum einen ist die Zählbarkeit radikal in der Strukturierung, sie fordert Exaktheit, weil nur das gezählt werden kann, was in gewissem Sinne identisch ist. Das gelingt nur, wenn die Ereignisse von einem intersubjektiven *Maßstab* überprägt werden. Es ist bspw. etwas Verschiedenes, ob ich meine „Mittagszeit“ durch meine zweite Mahlzeit nach dem Frühstück bestimme, oder ob ich sie zwischen 13 und 14 Uhr ansetze. Und zum anderen erlaubt die mathematische Strukturierung der Zeit die Entwicklung eines „Zeitsystems“, und das in zweifacher Hinsicht. Erstens kann die „Rahmenzeit“ nach dem Vorbild von Zahlensystemen strukturiert werden. Denn hat man einmal eine *Einheit zum Zählen der Zeit* verankert, dann ist dadurch die Zeit mit dem „Virus der Zahl“ infiziert. Man kann dann mit der Zeit *rechnen*. Wir haben die Arithmetik der Zeit längst verinnerlicht: Wir rechnen

eine halbe Stunde bis zum Bahnhof, der Zug braucht zwei Stunden, dann noch mal eine viertel Stunde mit dem Bus – macht $2\frac{3}{4}$ Stunden. Mit diesem mathematischen Zeitsystem läßt sich zweitens auch noch ein ganz anderes System aufbauen: ein *System der Synchronisation*, das die verschiedensten Erlebnisse aller Menschen durch scheinbar magische Kraft miteinander verkettet. Wenn wir einmal einen periodischen Prozeß gefunden haben, der uns als Zeiteinheit und -standard dient, dann können wir durch Vergleich andere periodische Vorgänge daran *eichen*, bzw. ihre Periodendauer in Vielfachen der Standardeinheiten ausdrücken. Schließlich steht an jeder Ecke oder hängt an jedem Arm ein Instrument, das einen periodischen Prozeß eingebaut hat, der mit einer globalen Standardperiode synchronisiert ist.

Das ganze Konzept hat allerdings noch einen Haken: Woher wissen wir eigentlich, daß der Himmel eine regelmäßige Kreisbewegung durchführt? Könnte die Himmelsbewegung nicht auch manchmal verharren, manchmal schneller und manchmal langsamer verlaufen? Wie sollten wir das aber feststellen, wenn wir doch zur Messung der Zeit und damit jeder Geschwindigkeit immer schon auf die Himmelsbewegung als Rahmenzeit zurückgreifen müssen? Wenn wir alle unsere Zeitinstrumente am Himmel geeicht haben, dann können wir damit aufgrund der Eichung immer nur eine regelmäßige Himmelsbewegung feststellen. Über die Himmelsbewegung läßt sich also durch Messung überhaupt keine Aussage treffen.

Die antike Lösung dieses Problems beruft sich einfach auf die göttliche Autorität und Vollkommenheit des Himmels. Weil der Himmel göttlich oder gottesgleich ist, kommen ihm die göttlichen Attribute der Vollkommenheit zu. Und weil den Griechen Regelmäßigkeit als vollkommen galt, mußte die Himmelsbewegung einfach regelmäßig sein.

Nun hat die moderne Physik zwar die Idee der mathematischen Beschreibung der Natur übernommen. Aber eine theologische Legitimierung ihrer eigenen Begriffe, wie sie etwa für KEPLER selbstverständlich schien und selbst noch bei NEWTON nachweisbar ist, läßt sich zumindest in unverblümter Weise heute nicht mehr aufrecht

erhalten. Die Physiker haben stattdessen versucht, ihren Zeitbegriff operational zu fundieren, indem sie einen Prozeß als Standard für jede Zeitmessung suchten, von dessen relativer periodischer Regelmäßigkeit sie intuitiv überzeugt waren. Bis 1967 galt als international standardisierte Zeiteinheit die Sekunde, die man als $1/86400$ der mittleren Länge eines Tages (ganze Drehung der Erde um ihre eigene Achse) definierte. Das ist nun nichts anderes als die antike kosmologische Rahmenzeit auf der Grundlage der Himmelsdrehung. Inzwischen hat sich die Meinung durchgesetzt, daß selbst die Erddrehung keine dauerhaft verlässliche Periodendauer besitze. Man glaubt seitdem, in einer bestimmten Atomschwingung einen Prozeß von stabilerer und reproduzierbarer Periodendauer gefunden zu haben. Aus der kosmologischen Rahmenzeit wurde so eine atomare Rahmenzeit.

Es ist hier nicht notwendig, auf definitorische Details einzugehen. Wichtig ist hier allein, daß das ganze Konzept der mathematisch strukturierten Rahmenzeit und das daran geknüpfte Synchronisationssystem *durch Definition an einen Standardprozeß geknüpft* ist, den man erstens für reproduzierbar hält und von dem man zweitens glaubt, daß er als verlässliche Basis einer universellen Zeiteinheit dienen kann. Der Witz solcher definitorisch eingeführter Standards besteht darin, daß man sie eigentlich nicht überprüfen kann, weil sie ja selber stets der Maßstab für jede Prüfung sein müssen. Man muß in gewisser Weise – einmal eingeführt – an sie glauben, bzw. man kann sie nur aufgrund theoretischer Überlegungen in Zweifel ziehen, aber nie empirisch widerlegen. Das angesprochene Problem ist also keineswegs gelöst, sondern es ist ganz deutlich als physikalisch unlösbares Problem erkannt. Wenn wir eine Rahmenzeit wollen, durch die alle Geschehnisse zeitlich strukturiert und synchronisiert werden sollen, dann können wir sie nur durch Definition eines Standardprozesses gewinnen. In diesem Sinne ist die Rahmenzeit also immer *menschengemacht*, ohne daß man sich auf göttliche Autoritäten berufen könnte. Die Verbindlichkeit der physikalischen Rahmenzeit beruht lediglich auf einer sozialen Konvention.

Wenn man den Zeitbegriff auf diese Weise operational einführt

– und die moderne (relativistische) Physik ist im Gegensatz zu NEWTON'S Vorstellung der Zeit als göttliche Emanation diesen Weg gegangen –, dann muß man eine gewisse Zirkularität in Kauf nehmen, wenn man den Begriff der *Geschwindigkeit* als Bewegungsstrecke pro Zeiteinheit einführen will. Denn die operationale Definition der Zeiteinheit setzt ja bereits einen intuitiven Geschwindigkeitsbegriff voraus. Für unseren Standardprozeß nehmen wir ja eine gleichmäßige Bewegung, d.h. eine gleichmäßige Geschwindigkeit, an. Weil wir (im Gegensatz zu NEWTON'S Vision) die Zeit immer nur als Zeit eines Prozesses denken können, ist der Geschwindigkeitsbegriff eigentlich dem Zeitbegriff primär. Dies führt zu der Konsequenz, daß die physikalische Messung einer Geschwindigkeit stets nur ein *Vergleich zweier Geschwindigkeiten* darstellt. Wenn ich die Dauer eines Prozesses messen will, dann brauche ich ein geeichtes „Zeiteisen“, an dem ich die Wiederholung eines periodischen Vorgangs während der Dauer des Prozesses zählen kann. Man kommt also schon, ohne auf die besondere Raffinesse der Relativitätstheorie einzugehen, zu dem Ergebnis, daß jede physikalische Geschwindigkeitsbestimmung stets nur *relativ* zu der Geschwindigkeit des Standardprozesses erfolgen kann und daß der physikalische Zeitbegriff und der physikalische Geschwindigkeitsbegriff unauflosbar miteinander verwoben sind, weil sie sich wechselseitig voraussetzen und begründen.

Die operationale Begründung des Zeit- bzw. des Geschwindigkeitsbegriffs der Physiker besitzt aber noch eine zweite relativistische Konsequenz, die das eigentliche Novum der speziellen Relativitätstheorie ausmacht. Unter „Zeit“ kann im physikalischen Sinne immer nur das verstanden werden, was ich als Zeitdauer durch Vergleich mit meinem „Zeiteisen“ messen kann. Weil die physikalische Zeit nicht einfach etwas Gottgegebenes ist, macht es auch keinen Sinn mehr, von der *Zeit im allgemeinen* zu sprechen. Zeit ist immer nur die *meßbare Zeit* eines Prozesses, das Ergebnis einer Zeitmessung bzw. Zeitzählung. Damit wird der Zeitbegriff unauflosbar mit den Möglichkeiten einer Zeitmessung verknüpft, denn die meßbare Zeit ist abhängig von den praktischen Meßbedingungen. Die Abhängigkeit bzw. Relativität von dem Meßinstrument

wurde schon besprochen; sie läßt sich immerhin vereinheitlichen, indem man die verschiedenen „Zeiteisen“ auf einen Standardprozeß eicht. Aber zu den Meßbedingungen gehört auch das Problem, auf welchem Wege man etwas über den Prozeß, dessen Zeitdauer man messen will, erfahren kann.

Die Physiker haben sich darauf geeinigt, daß die Information über einen Meßgegenstand maximal mit Lichtgeschwindigkeit übertragen werden kann, gewissermaßen als natürliche Geschwindigkeitsgrenze jeder Signalübertragung. Wenn man nun bspw. die Dauer eines Prozesses messen möchte, von dem man sich *während des Meßvorgangs* entfernt (oder der sich umgekehrt von dem Beobachter entfernt), dann beendet man den Meßprozeß bei einer größeren Distanz als zu Beginn. Das hat zur Folge, daß die Signalübertragung am Ende des Prozesses länger dauert als zu Beginn. Ein Beobachter, der sich während des Prozesses von diesem entfernt, mißt also (aufgrund der unterschiedlichen Signalwege zu Beginn und Ende) eine längere Prozeßdauer als ein Beobachter, der in gleicher Entfernung zum Gegenstand verharrt. Weil aber nur die gemessene Zeit für den Physiker zählt, wird die Zeit nun abhängig von der Geschwindigkeit, mit der sich der Beobachter von seinem Meßobjekt entfernt oder darauf zubewegt; das heißt, die Zeit ist relativ zum Beobachter.

Diese Relativität ist lediglich ein konsequentes Resultat des operationalen Ansatzes mit seiner Beschränkung auf meßbare Zeit. Sie besitzt im übrigen keinerlei Bedeutung für unsere alltäglichen Erfahrungen, sondern gewinnt erst in astrophysikalischen Zusammenhängen Bedeutung. Man sollte daher in der speziellen Relativitätstheorie weniger eine neue metaphysische Weltanschauung mit zahlreichen alltagserfahrungskonfundierenden Wundermärchen von ONKEL EINSTEIN sehen, wie es leider so manche Physiker in populärwissenschaftlichen Schriften glauben machen wollen, um ein ehrfurchtvolles Staunen zu erzeugen und um ihre Wissenschaft wundersamer zu machen, als sie eigentlich ist. Die Relativitätstheorie ist ein (der damaligen positivistischen Tradition verpflichteter) radikaler Versuch, die physikalischen Grundbegriffe von ihrer klassischen theologisch-metaphysischen Fundierung auf eine operatio-

nale Basis herunterzubeugen. Unter der „physikalischen Zeit“ (und das gilt natürlich auch für die „physikalische Geschwindigkeit“ und analog für alle anderen physikalischen Begriffe) sollte nur noch das verstanden werden, was auch meßbar ist, und das heißt eben, was vergleichbar ist mit dem geeichten periodischen Standardprozeß der Physiker.

Die Einsicht in die Relativität der Zeit begründet zugleich eine bestimmte Gemeinschaft von „Zeitmessern“, die alle dieselbe Zeit messen können. Wenn wir von Zeit reden, dann sprechen wir eben über die Zeit der Erdbewohner und nicht über die Zeit intergalaktischer Raumfahrer.

Vergleicht man den Zeitbegriff der modernen Physik mit dem von PLATON, dann unterscheiden sich beide hauptsächlich dadurch, wer die Zeit erschafft. PLATON's Demiurg erschuf „dasjenige, dem wir den Namen Zeit beigelegt haben“ (*Timaios*, 37d) durch die Kreisbahnen von Sonne, Mond und Planeten „zur Begrenzung und Feststellung der die Zeit bezeichnenden Zahlen“ (*Timaios*, 38c). Erst indem er die Welt in diese „kosmologische Uhr“ einbettete, bekam die Welt eine Zeit. Zeit wird hier also ganz deutlich als etwas verstanden, das erst geschaffen werden muß durch die Zählfähigkeit eines periodischen Vorgangs – ohne Zahl also keine Zeit. Die Physiker haben sich diesen Konstruktionsentwurf der Zeit zunutze gemacht, indem sie nach demselben Schema ihre eigene Zeit konstruiert haben. An die Stelle der gottgeschaffenen kosmologischen Rahmenuhr tritt nun die menschengeschaffene Uhr. Man definiert einen periodischen Standardprozeß, an dem man alle anderen Zeitmeßgeräte eichen kann. Die Zeit ist nun zwar nicht mehr das kosmologisch Allumfassende, aber sie wird zumindest für uns Erdenbewohner alldurchdringend, weil die Zeitmeßgeräte portabel sind: Zeit ist das, was wir mit unseren einmal geeichten Zeitmeßinstrumenten überall und jederzeit (!?) messen bzw. zählen können. Auf diese Weise gelangen wir dann – ganz nach dem Vorbild des griechischen Mythos – zu einer nun *menschengemachten Rahmenzeit*, die über den Umweg einer konstruierten Verdopplung dasjenige zählbar zu machen scheint, was eigentlich nicht zählbar ist: unsere Erlebnisse.

Als Menschen bewegen wir uns ständig zwischen zwei Polen der Zeiterfahrung, nämlich zwischen unseren subjektiven Erlebnissen einerseits und der zählbaren, intersubjektiv festgelegten Rahmenzeit andererseits. Gerade weil die arithmetisierte Rahmenzeit der Physiker ein Ergebnis sozialer Konvention ist, besitzt sie auch weitreichende Konsequenzen in der sozialen Dimension. Sie begründet gewissermaßen erst unsere soziale Zeiterfahrung und strukturiert unser gemeinsames Leben. Eine Reflexion auf unsere Zeiterfahrung innerhalb der beiden Pole führt zu einem scheinbaren Paradoxon: Auf der einen Seite beklagen wir eine zunehmende Erlebnisverarmung, die zu einem Gefühl der Routine und Langeweile führt, in der die Zeit quasi stehengeblieben ist. Und auf der anderen Seite sehen wir uns einer Geschwindigkeit technisch-sozialer Entwicklungen gegenüber, die bei manchen Menschen eine gesteigerte Fortschrittseuphorie auslöst und die andere in einen paranoiden Geschwindigkeitstaumel bannt. Die folgenden vier Thesen sollen zur Klärung dieses scheinbaren Paradoxons beitragen.

Zunächst ist festzustellen, daß die zählbare Rahmenzeit in zunehmendem Maße sozial präsent ist. Wir gleichen an das standardmäßige definierte „elementare Ticken“ alle anderen portablen, mehr oder weniger als vollkommen erachteten periodischen Prozesse an. Wir sind beständig auf der Hut, ihren Rhythmus zu korrigieren bzw. zu aktualisieren, damit sie uns mit optimierter Genauigkeit stets diejenige Zeitzahl angeben, die als verbindlich gilt. Wegen ihrer hohen Präzision und ihrer Verlässlichkeit haben die geschätzten Schwingquarze¹ als aufstellbare und portable Zeitmesser längst die alten mechanischen Pendel verdrängt, und ihre billigen Produktionskosten taten ein übriges, um zu ihrer weiten Verbreitung

¹ Ein Quarzkristall dehnt sich aus bzw. zieht sich zusammen, wenn man es zwischen zwei unterschiedliche elektrische Potentiale legt. Ändert man die Potentiale periodisch (Wechselspannung), dann gehen Ausdehnung und Kontraktion in eine Schwingung über, wobei sich die Schwingungsdauer in Abhängigkeit von der Gestalt des Quarzkristalls auf einen bestimmten Wert stabilisieren läßt. Dieser periodische Prozeß dient – nachdem er an den Standardprozeß geeicht wurde – als Zähleinheit für unsere Quarzuhren.

beizutragen. Wir haben diese Zeitähler überall aufgestellt, und zudem trägt fast jeder ein solches Instrument mit sich. Dadurch erhält jeder Moment auf allgemein verbindliche Weise eine Zahl zugeordnet, die wir erfragen oder ablesen, an der wir uns orientieren, abstimmen und unsere Handlungen synchronisieren können.

Meine erste These lautet daher, daß die definitionisch eingeführte, konstruierte Rahmenzeit in der sozialen Sphäre als Grundstruktur zur Handlungssynchronisation mit zunehmender Präzision verankert ist.

Die zeitliche Grundstruktur scheint auf den ersten Blick neutral in bezug auf unsere Handlungen. Sie scheint gleichsam wie ein Koordinatensystem über unserem individuellen Erleben zu schweben, ohne daß wir zwischen beiden eine Beziehung herstellen müßten. Doch dieses Bild ist trügerisch, denn wir sind dieser Grundstruktur als *soziales* Phänomen in dem Maße unterworfen, in dem wir auch in eine soziale Sphäre integriert sind. Die Rahmenzeit ist zwar ein Konstrukt von Philosophen, Kosmologen, Physikern u. a., aber die synchronisierte Grundstruktur ist Teil unserer *sozialen Realität*, d. h. hier: etwas, auf das wir uns gegenseitig konditionieren. Es gibt zumindest zwei Aspekte, unter denen die Grundstruktur auf unser individuelles Erleben sozial wirksam wird. Zum einen ist hier ein Relikt pythagoräischer Zahlenmystik zu nennen, das darin zum Ausdruck kommt, daß wir bestimmte Momente allein deswegen in freudiger Stimmung erleben und gemeinsam feiern, weil wir ihnen eine „runde“ Zahl, eine Jubiläumszahl, zuordnen. Zum zweiten (und das ist im vorliegenden Zusammenhang wichtiger) erlaubt die Grundstruktur, unser Leben wechselseitig zu synchronisieren und damit unser Erleben gemeinschaftlich zu organisieren.

Erst auf der Basis einer synchronisierten Grundstruktur wird gemeinsames Erleben planbar, funktionieren all die gemeinschafts- und gesellschaftsintegrierenden Aktivitäten, die uns eine gemeinsame Geschichte, Gegenwart und Zukunft geben können. Die synchronisierte Grundstruktur wird damit zu einer notwendigen Bedingung des sozialen Bandes. Ihre Präsenz unterliegt infolgedessen auch einem entsprechend großen sozialen Druck, der uns zu synchronisierten gemeinsamen Handlungen verpflichtet. Diesen sozialen Integrationsmechanismus hat sich z. B. seit Jahrhunderten

die Kirche zunutze gemacht, indem sie die gemeinschaftsintegrierenden Aktivitäten in Wochen- und Jahresrhythmen strukturierte. Dadurch wurde eine zeitliche Grundstruktur vorgelegt, die zugleich durch gemeinsame rituelle Erlebnis Momente sozialkonstituierend ausgefüllt war. Die Vereinheitlichung unseres Erlebens hat heute eine andere Gestalt angenommen, weil sie auf subtilerem Wege in unseren Alltag eingedungen ist. Mit der besonderen Ironie unseres konformistischen Individualismus führen wir unsere Handlungen zwar individuell aber doch kollektiv institutionalisiert und gleichzeitig aus. Wir steigen zwar (aus Gesundheitsgründen) nicht zweimal in denselben Fluß, aber jeden Samstag in dieselbe Badewanne oder jeden Morgen in dieselbe Dusche, wir lesen dieselbe Zeitung,

jeden Morgen dieselben Filme, machen denselben Urlaub, stehen in demselben Stau etc.. Die Ereignisse verlieren ihren individuellen Erlebnischarakter, indem sie als Handlungen institutionalisiert und synchronisiert und damit vergleichbar und zählbar zur kollektiven Routine werden.

Meine zweite These lautet, daß die synchronisierte Grundstruktur als soziales Phänomen indirekt auf die individuellen Handlungen strukturierend und auf das Erleben vereinheitlichend wirkt, weil sie eine notwendige Bedingung des sozialen Bandes darstellt.

Je präziser nun die synchronisierte Grundstruktur verankert ist, desto stärker kann auch das individuelle Erleben sozial strukturiert werden, bzw. desto weiter können soziale Erwartungen an die Handlungen des Einzelnen heranreichen. In einer Gesellschaft hingegen, in der die Grundstruktur wenig präzise und präsent bzw. nur grob synchronisiert ist, können Erwartungen an Pünktlichkeit oder Präzision von Handlungsplanungen nur geringe Tragweite besitzen. Mit der Präzisierung der Grundstruktur tritt außer der Konditionierung auf gemeinsame Handlungen noch ein weiteres Strukturierungsmoment zum Vorschein, das den Erlebnischarakter aushöhlt, indem es die Handlungen der Einzelnen auf die soziale Sphäre verpflichtet. Denn in dem Maße, in dem die Handlungen des Individuums auf erwartete Zwecke ausgerichtet sind und die Handlungsplanung rational durchsichtig wird, verarmt der Erlebnischarakter zugunsten einer Zweckorientierung – das Erlebnis

wird von der Zweckerfüllung verdrängt. Die Präzisierung der synchronisierten Grundstruktur wirkt hier zwar nicht als Motor, sondern sie ist wiederum nur als notwendige Bedingung relevant. Sie wirkt aber als Faktor einer Erlebnisverarmung in einer Gesellschaft, die die Handlungen der Einzelnen zunehmend unter Leistungskriterien einer sinnenteelten Zweckerfüllung bewertet. Die funktionale Verschachtelung der Handlungen der Individuen, die in der Arbeitsteilung ihren Ursprung besitzt, stellt gewissermaßen ein zweites soziales Band dar, das zur wechselseitigen Zweckerfüllung unter dem Kriterium der Effizienz verpflichtet und daher auch zur Präzisierung der Grundstruktur antreibt.

Meine dritte These lautet, daß die zunehmende Präzisierung der synchronisierten Grundstruktur eine verstärkte Verarmung des Erlebnischarakters sowohl durch Gleichschaltung als auch durch Zweckorientierung des individuellen Handelns forciert.

Mit dieser Verarmung des Erlebnischarakters geht zugleich eine verstärkte Bedürftigkeit nach Neuem einher, die dem durch Routine, Langeweile und Instrumentalisierung geprägten Alltag das wiederzugeben versucht, was ihm an Besonderheit des Erlebnishaften abhanden gegangen ist. Die pervertierte Form, in der diese Sucht nach Neuem befriedigt wird, ist leicht zu analysieren. Das sogenannte Neue wird mit den gleichen Mechanismen einverleibt, durch die bereits das Erlebnishafte verbannt wurde, d.h. durch kollektiven Erlebnisrausch oder durch zweckrationale Einbindung. Ob es die „kleinen“ wissenschaftlichen oder technischen Revolutionen, die Moden der Freizeitgestaltung, das neue Medienprogramm, das Spektakel, der Skandal oder die Katastrophe ist, alles wird begierig aufgenommen und konsumiert. Dieser kollektive Einverleibungsmechanismus funktioniert nun wiederum nur auf der Basis einer präsenten synchronisierten Grundstruktur. Und er funktioniert um so effektiver, je besser die Grundstruktur synchronisiert ist, weil sich dann in immer feineren Abständen synchrone Schwingungen (z.B. Moden) aufprägen lassen.

Damit komme ich zu meiner vierten und letzten These: Die *Geschwindigkeit kultureller Entwicklungen findet ihren Antrieb in der Kompensation unserer auf der Basis einer synchronisierten Grundstruktur*

kollektiv verarmten Erlebnisfähigkeit. Indem wir die Erlebnisverarmung auf der gleichen Basis mit den gleichen Mechanismen zu kompensieren suchen, erfährt der Entwicklungsprozess rückköpfeind eine Beschleunigung.

Es muß als ein eigentümliches Merkmal der Zeit gewertet werden, daß sie – zunächst als ein kollektives Konstrukt zur Vereinheitlichung und zur Zahlbarkeit (d.h. zur Abschaffung) der Erlebnisse geschaffen – in unserer sozialen Sphäre eine Eigendynamik provoziert, der kaum noch zu enttrinnen ist.

A: Wie spät ist es?

B: Deine Fragerei geht mir langsam auf die Nerven. Kauf Dir endlich mal eine Uhr, damit Du jederzeit weißt, wie spät es ist.

A: Ja, das hab' ich mir auch schon überlegt. Ich werde mir gleich morgen eine Uhr kaufen.

B: Du meinst wohl „heute“, denn es ist schon nach zwölf.

A: Wenn es schon morgen ist ..., ich meine, wenn es schon nach zwölf ist, dann werde ich mir schon heute eine Uhr kaufen.

B: Laß uns jetzt schlafen gehen. Ich hatte einen anstrengenden Tag heute und muß morgen früh raus.

A: Ja, Du hast recht.